

(Nachdruck verboten.)

45] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Diesmal fiel das Gedicht deutlicher aus. Es war etwas herkömmlich im Ton, etwas heinegeibelig sozusagen; aber deutlich war es.

„Wir standen auf hoher Warte
In klarer Sommerluft;
Tief unten lag die Erde
In lauter Glanz und Duft.

Und über unsern Häuptern
Der Himmel hoch und hehr
Ein unergründlich tiefes,
Ein weites, blaues Meer!

Es strebte mein Geist zum Himmel
Und strebte zur Erde auch:
Ihn lockte die himmlische Reine,
Der irdische Wonnenhauch.

Fern waren Erd' und Himmel;
Du aber warst bei mir,
Und hasten blieb mein Auge,
Das sehnsüchtige — an dir. —

Du bringst mir irdische Wonnen
Auf rosigen Lippen dar;
Es fliehet der Schönheit Zauber
Von deinem goldnen Haar.

Du trägst des Himmels Reinheit
Und Frieden im Angesicht;
Treu glänzen deine Augen
Wie feiner Sterne Licht.

Vergessen die prangende Erde,
Vergessen das himmlische Zell!
In dir halt ich umfangen
Den Himmel, die Erde — die Welt!“

Er hat erst schreiben wollen:

„Von Deinem braunen Haar“

aber das schien ihm doch zu deutlich, und er machte ein goldenes Haar daraus; dann konnte sie das ganze Gedicht auch auf eine andere beziehen. Daß man hübschen jungen Mädchen keine solchen Gedichte schenkt, wenn sie sich auf andere beziehen, das fiel ihm nicht ein. Seine geistige Begabung lag auf anderen Gebieten.

Als er den Briefumschlag mit der Zunge feuchtete, hielt er plötzlich inne und starrte vor sich hin. War es nicht eigentlich unwürdig, ihr das Gedicht so hinterrücks durch den Postboten zuzustellen? War es nicht männlicher, einfach vor sie hinzutreten und zu sagen: Hier ist das Gedicht! Aber, wenn Sie's dann las — nein, nein, nein! Dann war es noch männlicher, ihr ins Gesicht zu sagen: „Gilde Chavonne, ich liebe Dich!“ Und das konnte er eben nicht. War das Feigheit? O, wenn es nicht Gilde, wenn es Drögemüller wäre, dann wollte er schon zeigen, daß er offen und mutig die Stirn zeigen konnte. Aber Gilde — wenn das feige war, dann war es eben feige, daran war nichts zu ändern. Er schloß den Brief und steckte ihn ein. Aber als er ihn fallen hörte, da war es ihm, als hörte er auch sein Herz in den Kasten fallen. Es war doch eine Miesenkühnheit. Wenn sie jetzt zürnte — nun, dann liebte sie ihn nicht, dann war alle Hoffnung zu Ende.

Wenn sie ihm aber nicht zürnte — was war damit bewiesen?

Eigentlich nichts. — Nun, man würde ja sehen.

50. Kapitel.

(Der Verfasser durchbricht aus Wut über seinen Helden die Kunstform.)

Der nächste Tag war ein Mittwoch; mit klopfendem Herzen trat er zu den Mansfelds ins Zimmer — sie war nicht da. Ein schlimmes Zeichen. Sonst war sie immer dagewesen. Das Gespräch mit den Mansfelds wollte nicht in Gang kommen. Endlich, nach einer Viertelstunde, die Sempern zu einer Ewigkeit angeschwollen war, trat das Fräulein herein. Sie wollte unbefangen erscheinen; aber alle Anstrengung half ihr nichts;

sie wurde blutrot und senkte den Blick, als sie Asmusen die Hand gab und ihm sagte:

„Ich danke Ihnen sehr!“

Dann flog ein Engel durchs Zimmer. Und noch einer, Und noch einer. Hilfsreiche Engel waren es nicht; denn sie halfen dem blutschwänzenden Asmus auch nicht mit einem Wörtchen aus. Endlich half er sich selbst, indem er heftig das linke Bein über das rechte schlug (genau wie Ludwig Semper). Das half.

„Sonnenabend wird der „Freischütz“ gegeben, in einer vorzüglichen Besetzung,“ rief er, und wußte selbst nicht, warum er so laut sprach. Man kam überein, daß man gemeinsam hingehen wolle; die Unterhaltung kam in Fluß; Gilde nahm daran teil und sprach auch mit Asmus, sogar unter freudlichem Lächeln. Böse war sie nicht, das stand nach diesem Lächeln fest; aber sonst —

Ja, sonst war er immer noch auf dem alten Fleck. Wie konnte es auch anders sein. Konnte sie nach diesem Gedicht zu ihm kommen und sagen: „Ihr Antrag ehrt mich“ oder: „Ich teile vollkommen Ihre Gefühle; hier ist meine Hand?“ Es war eine ganz verteuflerte Sache. Sie mußte einmal eine Bette verlieren, und dann würde sich ja zeigen, was sie ihm schenkte! Als er daheim in seiner Zelle diesen Gedanken erwog, brachte ihm der Postbote ein dünnes Paket.

Ihre Handschrift!

Er riß die Umhüllung herunter und fand eine Mappe, die auf beiden Deckeln allerliebste Blattsträuße in zahlreichen und zarten Abstufungen von Sepia-Braun zeigte. Ein Briefchen dabei!

„Werter Herr Semper!“

Da Sie Gefallen an der Spielerei fanden, so sende ich Ihnen diese Mappe, die sich vielleicht durch Aufbewahrung von Notizen und dergleichen nützlich machen kann. Sie soll keine Vergeltung für Ihr Gedicht sein; eine solche Gabe zu lohnen, bin ich leider außerstande.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihre dankbare

Gilde Chavonne.“

„Sie liebt mich!“ jubilierte Asmus in seinem Herzen. „Sie beschenkt mich! Und wie beschenkt sie mich! Wie reich, mit welcher Sorgfalt ist das gemacht! Mit Goldpapierstreifen umrandert! Mit weißseidenen Bändern gebunden!“ Und wie zärtlich schrieb sie, wie liebevoll!

Er nahm den Brief wieder her — ein ganz zarter Duft ging mit diesen Zeilen, ein kaum merkbarer, aber ein feiner, milder, warmer, Duft! „Werter Herr Semper“ schrieb sie. Also er war ihr wert! Und „Sie soll keine Vergeltung für Ihr Gedicht sein; ein solche Gabe zu lohnen, bin ich leider außerstande — —!“

Sm. Es fiel ihm plötzlich auf, daß das zweierlei bedeuten könne. Es konnte heißen: Das Gedicht ist so schön, daß ich ihm nichts Gleichwertiges gegenüberstellen kann, wie man den Wert eines echten Kunstwerkes („wenn dies eins wäre!“ klammerte Asmus ein) überhaupt nicht mit materiellen Gütern ausmessen kann. Aber die Liebe eines Menschen war doch gewiß etwas Gleichwertiges, ja, war unendlich viel mehr — sollte das bedeuten: „Den Lohn, den du dir denkst — meine Liebe — kann ich dir nicht gewähren?“ — O, o, o, wie der ganze Brief gleich anders ausfalle! „Werter Herr Semper,“ das war viel legerer als „Sehr geehrter Herr Semper“, viel weniger achtungsvoll. — Und „Da Sie Gefallen an der Spielerei fanden“ — sie legte der ganzen Sache keinen Wert bei; es war ein Nichts — warum sollte sie es ihm nicht schenken — dann waren sie quitt, und sie war ihm nichts mehr schuldig —

O diese verteuflerte Auslegung, o diese verwetterten Ausleger! Sie verhunzen die frischesten Offenbarungen der Menschenseele! Durch „Eregeese“ verhunzte er sich dieses Geschenk eines Mädchens, das mit vor Wangen, vor Eifer, vor Freude bebenden Händen Tage und Nächte an diesem Kunstwerk gebaut hatte, bei jeder Linie, jedem Bändchen voll Hoffnung, daß sie ihm gefallen, voll Sorge, daß sie ihm mißfallen möchten!

Freilich: Mädchenbriefe wie dieser sind geschrieben, um Liebe ganz zu offenbaren und ganz zu verbergen, und es

War kein Wunder, daß Asmus diese Sprache noch nicht verstand. Er ahnte zum Beispiel nicht, daß das Wort „Notizen“ mit „Gedichte“ zu übersetzen war und daß der ganze Satz bedeuten sollte: „Wenn du Verse geschrieben hast, leg' sie in diese Mappe; das wird mir sein, als dürft' ich selbst sie hegen.“

Das Schicksal war dem Zauderer günstiger, als er es eigentlich verdiente. Am „Freischütz“-Abend folgten die Mansfeld einer Einladung, die sie nicht ablehnen konnten, und Asmus saß allein neben der Stills Geliebten! Er saß neben ihr, und da die billigen Plätze sehr schmal waren, saß er sogar recht dicht neben ihr, in beständiger Berührung mit ihrem Kleid, und einmal, als ihr der Zettel entfallen war und sie ihn aufheben wollte, streifte sogar ihr Haar, ihr köstliches Haar seine Wange! Solche weisebollen Berührungen entzückten ihn tief und entmutigten ihn ganz. Denn je herrlicher sie war, desto weniger wagte er sie zu begehren; ihm war, als solle er in einem hochungitterten Schlossgarten gehen und dort die seltenste Blume brechen. Eine tiefe Demütigung mußte die Folge sein.

Aber schon ungestört mit ihr zu plaudern, war warmes, heimliches Glück. Er erzählte ihr, wie er als Knabe auf seinem Puppentheater den „Freischütz“ gespielt habe und wie ihm das Liebste daran die Wolfschlucht mit dem feurigen Rad und allem Teufelspuf gewesen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Große Berliner Kunstausstellung 1908.

Von Ernst Schur.

I.

Japanische Sammlung, Bildergalerie, Wohnräume.

„Wohnung und Galerie eines Kunstfreundes“ betitelt sich eine Folge von Sälen, die nur durch diesen Titel äußerlich zusammengehalten sind und diesen Zusammenhang nicht einmal durch einen Abschluß gegen die anderen Säle bekunden. Diese Abteüung beginnt rechts mit Saal 42.

In Saal 42 und 43 befindet sich wohl die interessanteste Darstellung der Ausstellung: altjapanische Handmalereien und Plastik aus Privatbesitz. Das ist wertvoll, weil dem größeren Publikum, das sonst solche Dinge nicht zu sehen bekommt, Kenntnis und Anschauung dieser fremden und eigenartigen Kunst vermittelt wird.

Diese Kunst wirkt zuerst fremd. Niemand wird und soll das leugnen. Die Gestalten erscheinen steif. Die Perspektivde ist mangelhaft. Zudem ist jede naturalistische Nachbildung vermieden und höchstens die Tierbilder strappieren durch ihre starke Lebendigkeit und Naturtreue, die aber eine ganz andere Naturtreue ist, als wir sie in solchen Fällen anzuwenden pflegen, künstlerischer, freier. Man halte sich an die Tierbilder! Da sitzt ein Affe auf einem kahlen Zweig; grau in Grau das Bild. Sehr weich und leicht das Fell; das Körperliche strappant natürlich. Dann Fische; mit jener zuckenden Bewegung, die den Raum, das Flüssige des Wassers durch dieses Gleitende, Hinschiebende suggeriert, so daß es keiner weiteren Zeigaben bedarf. Wie viel zerstören wir durch überflüssige Gründlichkeit, die alles geben will und in diesem Uebereinander den Eindruck zerstört. Welch feiner, eleganter Rhythmus ist in diesen Fischen gegeben! Die Zartheit der Farben läßt den Vorgang wie visionär erscheinen. Enten im Schilf von packender Naturwahrheit! Dabei alles nur auf Farbe gestellt, deren breite, kraftvolle Behandlung die Form modelliert. Dann Vögel von jener Leichtigkeit der Erscheinung, die das Fliegende, Schwebende wie von selbst suggeriert. Manchmal scheint es, als nehme der Maler solch Tier nur als Mittel, Farben desistat nebeneinander zu bringen und die Grazie seines Pinselstrichs zu zeigen. Dabei ist alles Notwendige doch mit Sachlichkeit behandelt. Genauigkeit — gerade darin sind die Japaner Meister — ist mit Flüchtigkeit zu einer eigentümlichen Feinheit verbunden. Ganze Blätter voll solcher ganz momentaner Tierstudien sind hier zu sehen. Knappe Notizen, deren Unmittelbarkeit erstaunlich ist. Wie raffig ist die Farbe behandelt! Das Leben blüht und hier an, das Leben, wie wir es in seinen feinsten Momenten beobachten, wo die Flüchtigkeit eines Eindrucks, etwa ein hängender, im Licht sich leicht wiegender Zweig, die Schönheit zeigt.

Schwieriger sind schon die Figurenbilder zu verstehen. Weibliche Gestalten, kriegerische Helmen, Schauspieler. Man muß diese Blätter schon lange betrachten, um die Grazie der leichten Bewegungen bei den weiblichen Figuren, die Wucht des Temperaments bei den Schauspielern, das Raffige sowie die Monumentalität im Ausdruck der Krieger zu empfinden. Es ist erstaunlich, wie die Japaner hier mit der Gestalt konzentrierten Ausdruck erreichen und doch auch das Persönliche in Miene und Haltung geben. Die Farbe — matt und

zart bei den Frauen, grell bei den Schauspielern und kraftvoll bei den Helmen — spricht entscheidend mit.

Im zweiten Saale sind meist Landschaften ausgestellt, und die lyrische Feinheit und Zartheit des Ausdrucks wird auch hier leicht das Verständnis vermitteln. Wie zart Rebel die Berge umspinn! Wie sich der Raum vertieft, ohne daß ein Zubiel gegeben wird. Die beinahe arabeskenhafte Schönheit der Uebertragung dieser Natur ins Bild gibt immer wieder dem Betrachter neue Anregung. Guschend wie eine Impression erscheint die Wirklichkeit in einem schönen Bilde, wie ein Traum. Wie lebendig sind die kleinen Häuschen hingesezt, die sich am Gange duden, mit ein paar Strichen. Dagegen die weichen Massen der Rebel, die wie ein Duff die Berge umkleiden, die nur mit ihren Spitzen austauschen wie aus einem wallenden Meer. Gauslerzenen, auf denen das Bewegt-Körperliche mit Kühner, summarischer Kraft erfasst ist, schließen sich an. Auch sie sind zu betrachten. Die moderne Zeichnung, das Plakat, hat von dieser abstrahierenden nervigen Art gelernt, und könnte noch immer davon lernen.

Auch die Plastik ist wichtig. Man beachte die Gans in Bronze am Eingang. Wie lebendig ist das Wesentliche erfasst und künstlerisch behandelt. Und auch in der Vitrine läßt sich einiges finden, das von dekorativ-kunstgewerblichen Geschmad der Japaner Zeugnis ablegt, wenn es auch keine erlesenen Stücke sind. Die ausdrucksvolle, holzgeschnitzte Statue des Buddhapriesters z. B., oder die kleinen Flaschen mit dem grünen Stöpsel. —

Diese Ausstellung enthält keine Meisterwerke. Aber sie zeigt wiederum die Tatsache, welche großen Einfluß die japanische Kunst ausgeübt hat auf die moderne Entwicklung der europäischen Kunst. Noch viel gibt es hier zu lernen, wenn namentlich das formale Empfinden dem Stil dieser Kunst nachspüren wird und über der Schönheit und Eigenart der Behandlung das Fremde vergißt, das nur die Oberfläche dieser Erscheinung leicht verhält.

Der imaginäre Kunstfreund hat in der Bildergalerie (Saal 44), die nun folgt, nur in wenigen Bildern einen besonderen Geschmad bekundet. Im wesentlichen folgt er dem Geschmad der Ausstellungsleitung und verachtet es nicht, süßliche Bilder und langweilig schematische Genreszenen sich an die Wand zu hängen. Nur ein kleiner Menzel (2125), eine schnelle Studie zu einem Leichenbegängnis, fällt ins Auge. Der Zug der Leidtragenden ist von hinten gesehen; die grauen Rücken und die zum Teil sich umblidenden Gesichter mit der märkischen Physiognomie geben eine melancholisch-ernste und zugleich etwas langweilige Stimmung. Dann freut man sich über die frische Landschaft von Kaiser (2131), der Ettingerbach bei Polling, von heller, lichter Frühlingserscheinung. Lustig und blinkend ist auch die „Prinzenracht bei Amsterdam“ von Hans Hermann (2145). Breit und flüchtig in den Farben ist der Bootshafen von Wosjen. Das Fischerdorf von Kallmorgen (2154) hat in den matten Farben seine Stimmung und Einheit. Das Allerbeste aber sind zwei kleine Leibs (2156, 2137). Zwei Studentköpfe; das eine ein weiblicher Kopf von weicher, lockerer Erscheinung; von zartem Grau im Kleide und roßigen Tönen im Fleisch; der andere Kopf ist dunkler und altmeisterlich gemalt.

Der Kunstfreund hat auch eine Wohnung und unter dieser Debit geht diesmal die kunstgewerbliche Abteilung (Saal 50a—h, und 51a, b). Im ganzen 9 Räume. Welch fürchterliche Wohnung hat dieser „Kunstfreund“! Er scheint von allen Göttern verlassen. Geschmadlosigkeit macht sich breit. Keine Ahnung von neuer Raumkunst. Er hat sein Geld hinausgeschmissen und die Möbelfabrikanten, die ihn mit prozigem Interieurs, in denen es kein Mensch von Geschmad eine halbe Stunde aushalten kann, haben sich davon gemästet.

Wilhelm Kimmel ist bisher nicht als entwerfender Künstler hervorgetreten. Aber er meint wohl, wenn Künstler ihre Namen nennen, könnte auch der Möbelfabrikant den seinen angeben. Dieses Wohnzimmer eines Herrn (2169), dieses Wohnzimmer einer Dame (2170) sind typische Dokumente einer zuchtlosen Möbelfabrikantenphantasie. Es ist kein Preis für die Ausstellungsleitung, den Künstler einen so schlechten Dienst erwiesen zu haben, indem sie ihren Gegnern den Platz gibt. Denn Kimmel ist einer der Vorkämpfer gegen die Künstlerherrschaft im Kunstgewerbe und einer der Schär, die gegen Muthesius wühlt. Hier macht er sich nun mit gräßlich geschmadlosen, primitiven, stillen Möbeln breit und zeigt so am besten, wie nötig es ist, daß künstlerischer Geschmad hier waltet, um aus dem Birrtwar eine Einheit zu machen. Hier kann man sehen, was ohne den Künstler erreicht wird und man erlebt auch den Beweis, wie sehr das Publikum durch solche Geschmadsauswüchse der Fabrikanten geknebelt wird, die dem Suchenden nichts anderes vorsetzen als diese gräßlichen Nachwerke und dann noch behaupten, so etwas verlange das Publikum. Diese zedrehten Säulen, dieses Ueberglänzende der Farben, dieses Durcheinander und das Grelle der Farben, das Festen jeder eigenen Form, das Uebertrieben-Bewegte, was der Laie so leicht für Prunk und Reichthum hält, dieses Festen jeder Raumgestaltung, dieses ganz Phrasenhafte und Verlogene — das alles charakterisiert eine Zeitströmung, gegen die es anzugehen gilt. Ebenso wahllos und indiscipliniert ist das Wohnzimmer der Dame mit seinem Schielen nach dem Empire, dem gelben Kamin, dem Weiß und Rotbraun in den Farben. Eine slavische Stilnachahmung wäre geschmadvoll dagegen.

Das in der Anlage einfache und sonst vielseitig entsprechende Gartenbestühl von Walde (2171) leidet unter der schematischen Deckengestaltung und vor allem unter den denkbar primitiven, geschmacklosen Wandmalereien von Bodenstein.

Leichten Stand hat in diesem Ensemble Arno Körnig (2172), dessen Arbeitszimmer einen ruhigen, gesammelten Eindruck macht. Hier hat alles Form. Die Farben, grau an der Wand, weiß an der Decke, tiefschwarzbraun in den Möbeln, wirken ganz gut zusammen.

Mag Salzmann (2173) schuf ein Speisezimmer, das durch das Kolossale der Dimensionen verblüffen will. Diese faden Blässhessel, diese ziemlich geschmacklos in der üblichen Tapeziermethode drapierten Fenster, dieses Blau an der Wand und der türkische Teppich am Fußboden — die Augen tun einem weh.

Leichten Stand hat da auch Else Dypker-Legband, die zwei Räume entwarf. Ein Vorzimmer, ein Arbeitszimmer. Das Vorzimmer (2174) wirkt licht und freundlich; die leichten weißen Holzmöbel, die gelben Kissen ergeben eine Wirkung, die nicht überwältigend, aber doch ansprechend ist. Das Arbeitszimmer (2175) ist dunkler gehalten. Wiolett ist die Hauptfarbe der Stoffe und Bezüge. Die Möbel sind in dunklem Rotfahrbraun gehalten. Die Formen sind überall erfreulich einfache. Ruhe dominiert. Die Decke zeigt graziose und ausdrucksvolle Stuckbehandlung. Im ganzen: man würde etwas mehr Eigenart, Charakter wünschen. Raumanschauung, Farbengeschmack! Etwas Jaghaftes, Lastendes, das Neues vermeidet.

Das gute Ende macht Friedmann von der Firma Friedmann u. Weber (Hohenzollernkaufhaus) mit einem Gartenalon (2016), der den Geist des Ganzen noch einmal nachdrücklich ausdrückt. Möbel in poliertem Birkenholz mit Palisandereinslagen. Das Gartenmäßige (der geschmacklose leidet immer an dem Jubel der zu nahen Beziehungen) drückt sich aus in einem massenhaft an die Wand geschmissenen Grün, das einem ordentlich in die Augen beißt. Dazu eine helle, preziose Nuance in den in künstlichen Formen einer vergangenen Zeit gehaltenen Möbeln, und der Herr Fabrikant und Architekt meint, höhere Eleganz könne es nicht geben. Er hat Recht. Eine Dame, die neben mir stand und deren Auspuß die Salonbame garantierte, murmelte sanft: „Süß“. Und das ist der richtige Ausdruck für diese Schlagahnenkunst.

Drei Momente sind hierbei von allgemeiner Bedeutung. Die Ausstellungsleitung muß von seltener Geschmacklosigkeit sein, daß sie solche Blamage des Berliner Kunstgewerbes gestattet und den Künstlern damit in den Rücken fällt, daß sie die Fabrikanten sich hier breit machen läßt. Bruno Paul muß sich schämen, daß im Vorjahre seine Kunst hier gezeigt wurde. Alle anderen großen Städte veranstalten moderne, kunstgewerbliche Ausstellungen, und Berlin bemüht sich, das Dokument des Rückschritts auch auf diesem Gebiet zu liefern.

Zweitens: Es wäre besser gewesen, wenn überhaupt kein Künstler mitgetan hätte. Das wäre solidarischer gewesen. Auch bekommt dieses Weicinander denen, die mittaten, selbst nicht gut. Alle die tüchtigen Kräfte, die wir in Berlin doch haben, fehlen. Und sie haben sich sicher bemüht. Treiber sind es, die hier zum Ausdruck kommen. Die rührigen Geschäftsleute haben anscheinend die unwissende Leitung überrumpelt. Woher kommt es, daß nicht, wie sonst immer, der Kunstgewerbeverein die Sache in die Hand nahm, der doch ganz gute Resultate lieferte und jedenfalls eine Garantie bot. An seiner Stelle erscheinen die, die auch im Kunstgewerbeverein die Herrschaft an sich reißen wollen.

So bleibt als drittes: Nachdem die Kunstausstellung sich als Möbelmagazin etabliert hat und dem Geschäftlichen vor dem Künstlerischen den Vorrang eingeräumt hat, bleibt es nur übrig, daraus die Mahnung zu entnehmen, daß Berlin ein kulturloser Voden ist, der noch sehr der Bearbeitung bedarf. Diese Mahnung ist ganz gut. Niemand darf die Hände in den Schoß legen. Jeder muß auf seinem Posten sein. Möchte es gelingen, die großen Massen für diese Frage der Kultur zu interessieren, damit die Fabrikanten gezwungen werden, von ihren Geschmacklosigkeiten zu lassen und der Entwicklung des modernen Kunstgewerbes und der neuen Raumkunst, deren Werte allen zugute kommen können, da sie die Dinge des alltäglichen Lebens verschönern, nicht immerfort Hindernisse in den Weg zu legen.

(Nachdruck verboten.)

Vom Wandern.

Das feine Büchlein von Kurt Grottevik: „Sonntage eines großstädtischen Arbeiters, hat das ungeschriebene Motto: „Warum in die Ferne schweifen, liegt das Gute doch so nah.“ Es scheint aber, daß das Schweifen in die Ferne doch den allerersten Hauptreiz des Wanderns bildet. Es ist ein alter Antrieb des Menschen, der sich noch am reinsten in den Kindern findet. Aus jeder kleinen Aufschere auf allen Vieren macht das Kind im Zimmer schon eine Entdeckungstour. Die Schulknaben, die auf den letzten Platten des schmelzenden Eises im Eisweiser herumfahren, fühlen sich schon als Polarfahrer. Wenn aber einmal die Zeit der kindlichen Fantasie, die alles verwandelt, vorüber ist und der Mensch den nüchternen Realitäten des Lebens gegenübersteht, dann sucht der Wandertrieb eine Befriedigung durch Wirklichkeiten. Die Zeit der wandernden Handwerksburschen ist vorüber, aber je weiter einer von ihnen heruntermen ist, desto mehr anzieht er die Weirun-

derung der andern. Wenn nun in der Zeit des industriellen Kapitalismus der Arbeiter sechs Tage lang in der Woche und oft auch noch den siebenten an Stadt und Fabrik gefesselt ist, so ist es zwar ganz gut, aus der Not eine Philosophie zu machen und das Nächstliegende für das Interessante zu erklären, aber den alten Wandertrieb des Menschen nach unbekannten Gegenden und Menschen tilgt diese Methode nicht aus; will es ja auch gar nicht. Aber es muß ausgesprochen werden, daß das Genießen der landschaftlichen Reize in allernächster Umgebung außer einer bestimmten Gemütsbildung auch eine sonstige nicht gewöhnliche Bildung voraussetzt. Auch liegt das physiologische Gesetz vor, daß alltägliche Reize, also z. B. der täglich gleiche Eindruck eines landschaftlichen Bildes auf die Netzhaut des Auges schließlich jede Wirkung verliert. Nur wenn die Naturwissenschaften, besonders Geologie und Botanik, die verschlossenen Zaubertore öffnen, beginnt auch die eigene Heimat „interessant“ zu werden. Mit dem landschaftlichen Reiz einer Gegend hat das sogenannte Heimweh, wie es z. B. mit sentimentalem Untergrund im Lied „Zu Straburg auf der Schanz“ geschildert ist, gar nichts zu tun. Da kommen nur Gemütswerte, die der Mensch selbst einer Gegend verleiht, in Betracht. Gemütswerte und Erinnerungen, die meistens mit Menschen, nicht mit der Landschaft zusammenhängen. Was aber den Menschen treibt, Unbekanntes zu sehen, das ist die geistige Ablenkung, die er dabei erfährt, zugleich mit dem Eindruck von Schöner und Großem. Die zwei Verse in dem bekannten Lied:

Jetzt bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus,

stehen nicht umsonst da. Die Befreiung vom Alltäglichen lockt und beim Wandern in die Weite. Wenn die moderne Technik, in Gestalt von kinematographischen lebendigen Bildern die „Weite“ den Menschen in die Städte bringt, so hängt der starke Reiz dieser Schaustellungen nicht zum wenigsten damit zusammen, daß eine Befreiung vom Alltäglichen, von den kleinlichen Sorgen und Lasten des Lebens beim Betrachten von Landschaftsbildern und dem Tun fremder Menschen eintritt.

Die einfachste Form des Wanderns, bei welcher der geistige, gemüthliche und gesundheitliche Ertrag am größten ist, ist das Wandern zu Fuß. Daß es fast ganz verschwunden ist, liegt an der Bequemlichkeit und verhältnismäßigen Billigkeit unserer modernen Verkehrsmittel. In der Arbeiterschaft wird das Wandern zu Fuß immer weniger gepflegt. Es liegt zum Teil an den Umständen, zum größeren Teil aber auch an anderen Dingen. Jetzt, wo die sozialdemokratische Arbeiterschaft Deutschlands endlich beginnt, gegen einen ihrer größten Feinde, den Alkohol, energisch Front zu machen, wird man einsehen, daß so mancher gutgemeinte Plan eines Sonntagsausflugs nur deshalb ins Wasser gefallen ist, weil die Ausflügler schon am Morgen im Sumpf des Frühlingshoppens hängen geblieben sind. Das Wandern erfordert aber einen hellen frischen Geist, eine gewisse Schlagfertigkeit, sich in allen Situationen zurecht zu finden, Karten zu lesen, und vieles andere, was einem benebelten Hirn völlig unmöglich ist. In einigen Städten Süddeutschlands existieren schon von Arbeitern gegründete Wandervereine. Aber es sind nur wenig Personen, um die es sich da handelt. Es sind erst Anfänge. Von den Mitgliedern werden Kassembeträge erhoben, damit, wenn Zeit, Gelegenheit und gutes Wetter da sind, man nicht aufs Geld zu warten braucht. Es sind von solchen Vereinen schon hübsche Reisen und Wanderungen, z. B. in die Schweiz, unternommen worden. Aber die Sache ist eines weiten Ausbaues fähig. In einer der genannten Städte machen z. B. Arbeiter mit einem Professor der Geologie ganze Tagestouren, auf welchen nicht als einziger Zweck, aber in angenehmem Nebenher die wunderbaren Geheimnisse der Erdrinde in natürlichem Anschauungsunterricht, etwa an einem Steinbruch, in einem Wadbett oder einem ausgebrannten vulkanischen Hügel gelehrt werden.

Besonders sei aber jüngeren Arbeitern, z. B. den Mitgliedern der Jugendorganisation am Beispiel eines jugendlichen, über ganz Deutschland verbreiteten Wandervereins gezeigt, was man um wenig Geld für Wanderfreuden erleben kann. Es ist der Verein Wandervogel, dessen Mitgliedschaft sich meist aus Mitschülern zusammensetzt. Der Verein wurde von dem auf sozialpolitischem Gebiet besonders bekannt gewordenen verstorbenen Professor Abbe (Zena), dem Leiter der Zeitschrift, begründet. Mit Rucksack und Stod wandern diese jungen Burschen über Berg und Tal, kochen sich an frischen Waldbächen selbst ihr Mahl, machen Spiele und Ringkämpfe oder verlustieren sich an Gesang und Musik mit auf dem Rücken hängenden Gitarren und Fiedeln. Das alles für den Durchschnittspreis von einer Mark pro Tag. Eisenbahnfahrt nicht eingeschlossen. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß es sich zumeist um Söhne, wenn auch nicht begüterter, so doch wenigstens nicht direkt armer Leute handelt, denen die Anergiehung zur Bedürfnislosigkeit fast ein Genuß ist. Aber wenn das Budget auf 1½ Mark gestellt wird, so kann man damit ganz vorzüglich wandern und leben. Man muß es nur lernen.

Jetzt, wo im Sommer der modernen Industriestädte der Unfuss der heutigen Häuserbauerei mit ihrem Platzgeiz, mit ihrer Luftfeindschaft erst richtig fühlbar wird, und wo man die Lust der Großstadt nur noch als schmutzigen Brodem, als wüste Plage empfindet, da tettet sich wer kann in Seebäder und Gebirgstourorte. Das sind die Wenigen. Die Vielen aber? Für die abt's

mit einem Mal: Wandern in frischer freier Luft durch kühle Wälder über Berg und Tal. Das Vollbringen ist leicht, wenn die Bequemlichkeit überwunden und der alte Bierkopf abgeschnitten ist. Ebenso wie es zu den Kulturbestrebungen der Arbeiterschaft gehört, sich Gebiete des Wissens zu eignen zu machen, sollten sie auch künstlerisch genußfähiger zu werden suchen. Der Weg zur Kunst geht aber beim Künstler wie beim Genießenden nur über die Natur. Erst wenn der Sinn für die Größe und Schönheit der Natur geweckt ist, sind auch die Vorbedingungen zum Verständnis der Schönheit und Größe der Kunst vorhanden.

Kleines feuilleton.

Ein Freibadpark. Die Errichtung des Freibades Wannsee ist für den „Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preussischen Staaten“ Anlaß geworden, die Schaffung eines Freibadparks ins Auge zu fassen. Ueber „Anlage eines Freibadparks“ erstattete der Garteninspektor F. Zahn-Dahlem ein Referat, in dem er ausführte: Praktisch und künstlerisch muß ein Freibadpark sein, der seinen Zweck erfüllen soll. Der Schaffung eines solchen Parks sind die natürlichen Verhältnisse am Wannsee äußerst günstig. Erforderliche Bauwerke müssen sich dem Charakter der Umgebung anpassen, vor allem in der Farbestimmung. Für den Abschluß nach außen ist ein Holzzaun dem Eisengitter vorzuziehen, oder das billigere Eisengitter soll nur dem Grün schlingender Pflanzen als Gerüst dienen. Die Hauptlinien der Einteilung werden reine Zwecklinien sein, bedingt durch die Wege und Gebäude. Platz und Begefläche, abgesehen von dem Strand, werden einen großen Teil der übrigen Fläche beanspruchen müssen. So sehr willkommen die Sonne am Strande ist, so notwendig ist auch der Schatten. Diesen soll der mit Alceebäumen bepflanzte Hauptweg geben, er soll ferner geboten werden auf einem Platz mit regelmäßiger Heinpflanzung. Auf dem Platz sind Bänke in großer Zahl zu verteilen, ein Brunnen mit stets plätscherndem Trinkwasser mag seinen Mittelpunkt bestimmen. Anschließend an diesen Platz ist ein Ort zur Aufstellung von Turngeräten vorzusehen, der nicht zu klein bemessen sein darf. Auch hierbei ist reichliche Bepflanzung geboten. Eine große von Baum- und Strauchwerk gebildete Mische ist der gegebene, willkommene Platz für Gewichtheben und Steinstoßen. Willkommen wird eine an den Seiten geschützte Bahn für das Werwerfen sein. Hier können zwischen den Bäumen Festons aus derben, dichten Ranken der Schlinggehölze sich hinziehen oder Lattenwerk in gleicher Weise begrünt, gibt dichte Wände. Anfang und Ende der Wurfbahn sind in der Form geräumiger Plätze zu halten, die eine Verbindung durch einen schmalen Gang erfordern, der zum Müdtragen der Speere dient. Von dem Hauptwege haben sich Nebenwege abzuzweigen, die nach Plätzen mit Bänken zum Aus- und Ankleiden führen. Diese Plätze, gewissermaßen Zimmer im Freien, sind durch heckenartige, nur nach dem Wege mehr oder minder offene Bepflanzung zu errichten. Durch Abwechslung in den die Hecken bildenden Sträuchern, durch verschiedene besonders auffällige Bäume werden sich Merkmale für die einzelnen Plätze schaffen lassen. Ob die Einteilung in der Gesamt disposition regelmäßig — architektonisch, ob unregelmäßig — landschaftlich sein soll, oder ob gar beides nebeneinander möglich ist, bleibt einstweilen offene Frage. Die Auswahl der Gehölze wird durch den Boden bestimmt. Eine Pflanzung kann auch auf dem eigentlichen Strand als Schutz und Dedung erwünscht sein. An den toten Punkten des Verkehrs sind einige grüne Flächen zu schaffen, die vermittelt Baum- und Strauchwerk den Uebergang von der Anlage zu dem angrenzenden Wald herstellen und so diesen in das Gesamtbild hineinziehen. Die Gebäude sind mit Schlingpflanzen zu überziehen, die Fenster mit Blumenkästen zu schmücken. Auch sonst braucht es an Blumenschmuck nicht zu fehlen, er mag den Hauptweg begleiten, die Gebäude umsäumen und in zwangloser Anordnung vor und zwischen den Gehölzen seinen Platz finden. Der Blumenschmuck soll dann aber nicht in kleinlicher Weise angebracht werden, sondern hier gilt es durch die Massen zu wirken. Wie im ganzen die Freibadbewegung etwas Großes ist, so soll durch die Gesamtanlage des Freibadparks als auch durch ihre einzelnen Teile ein großer Zug hindurchgehen ohne Kleinlichkeit.

Musik.

Deso Fall, ein jüngerer und nicht mehr unbekannter Komponist, hat sich durch seine „Dollarprinzessin“ als ein feinsinniger Tonkünstler bewährt. Wir hörten diese Operette für Berlin zum erstenmal am vergangenen Sonnabend, und zwar im Neuen Schauspielhaus durch das Ensemblegastspiel des Neuen Operetten-Theaters in Hamburg. Es war eine Freude, einen musikalischen Moskoton in mannigfachen Schattierungen zu hören, auch wenn er manchmal an gute Klavierfonaten aus der Wiederweizerzeit und noch öfter an den Typus der modernen oder modern gewesenen Tanzoprette erinnert. Mit viel Zurückhaltung schmiegt sich der Komponist den Forderungen des Text-

buches an, läßt sein Orchester nur ab und zu, hoch an der richtigen Stelle, hübsche Kapriolen schlagen, und dergleichen mehr.

Den Text haben zwei anscheinend wienerische Librettisten verfaßt. Es lohnt sich nicht herauszubidieren, um wieviel Nuancen er dem gewöhnlichen Operettenzeug überlegen ist. Sein Gegenstand: „Das sind die Dollarprinzessen, Die ärmsten Schönen der Welt!“ Tochter und Nichte eines amerikanischen Geldrottels kommen mit zwei fahrenden Gesellen aus Europa in diejenige nähere Verührung, die schließlich nach Ueberwindung tragischer und komischer Widerspenstigkeiten zu dem Schlusse des dritten Aktes führt. Dazu dann allerlei Beiwerk, das wohl den Erfolg am allermeisten fördert, aber sowohl den Komponisten von seiner eigenen Höhe herabzieht, wie auch den geduldigen Hörer durch langweilige Breiten übermüdet.

Eine Uraufführung war es nicht, vielmehr die hunderteinundsechzigste eben jener Hamburger. Gleichzeitig wirkt der Komponist in Wien durch eine Operette „Der fidele Bauer“, über die ähnlich geurteilt wird, wie wir über das vorliegende Stück zu urteilen hatten. Und wiederum lesen wir inzwischen in den Zeitungen von dieser und jener musibramatischen Novität weit draußen. So muß sich auf diesem Gebiete Berlin mit einem Importe helfen, hinter dem sein Export beinahe verschwindet.

Erfreulich war der diesmalige Import auch durch die Darstellung, wenigstens in einzelnen Leistungen. Namentlich erfreut es, auf der Operettenbühne Sänger anzutreffen, welche über elementare Unvollkommenheiten hinaus sind. Unter den Männern stand hier voran der Tenor Paul Wehert; unter den Frauen Luise Kartousch, neben der Grete Holm die Hauptrolle, namentlich im Spiel, recht gut durchführte.

Geographisches.

Landkarten für Luftschiffer. In der letztjährigen Jahresversammlung der Internationalen Aeronautischen Vereinigung in Brüssel wurde die Einsetzung eines internationalen Ausschusses für aeronautische Landkarten beschlossen und mit dessen Organisation der rühmlichst bekannte deutsche Luftschiffer Moedebed in Straßburg betraut. Die Angelegenheit hat unterdes gute Fortschritte gemacht, so daß Oberstleutnant Moedebed jetzt in der Deutschen Zeitschrift für Luftschiffahrt genauere Mitteilungen über diese Organisation erstatten kann. In dem Auszuge sind außer Deutschland vertreten: Belgien, Frankreich, Spanien, Italien, Oesterreich, Rußland, Ost-Indien und Japan. Es wird erwartet, daß noch andere Staaten mitarbeiten werden. Eine erstmalige Tagung der internationalen Kommission ist nach Brüssel eingeladen worden, das zum Mittelpunkt auch für diese aeronautischen Arbeiten gemacht werden soll. Moedebed hat schon einen ziemlich weitgehenden Plan für die Entwürfe entworfen, die auf den Landkarten für Luftschiffer gemacht werden sollen. Er unterscheidet Angaben zur Orientierung in Luftballons bei Nachtfahrten, solche zum Zweck erhöhter Sicherheit bei der Landung und solche zu Gunsten der Fortsetzung größerer Fahrten, zur Veranstaltung von Wettflügen und Hilfeleistungen. Daß für den Luftschiffer bei einer Nachtfahrt jedes Merkmal zur Orientierung von äußerster, und seine Sicherheit zuweilen ausschließlich bedingender Wichtigkeit ist, liegt auf der Hand. Daher müssen auf den Karten als derartige Nachtsignale ihren Platz finden: sämtliche Leuchttürme, Feuerfahrzeuge, Leuchtschiffe und Leuchttonnen mit genauen Bezeichnungen; ferner sämtliche Nebelsignalfunktionen mit Kennzeichnung ihres Schallsignals; der Platz von industriellen Anlagen, die in der Nacht durch Feuerschein sichtbar werden, z. B. Hochöfen; hellbeleuchtete Bahnhöfe und endlich gewisse durch ihren Verlauf auffällige Lichtfiguren, die durch hellbeleuchtete Landstraßen entstehen und erkennbar sein könnten. Für die Sicherung der Landung ist es nötig, alle elektrischen Starkstromleitungen zu vermeiden, weshalb diese auf der Karte Platz finden müssen. Außerdem sind jumpfuge Stellen und andere gefährliche Gelände auf den Karten herauszuheben, andererseits auch besonders günstige Plätze, die sich durch Windschutz auszeichnen. An dritter Stelle werden dann die Hilfsmittel des Luftschiffers genannt, namentlich die Lage der Gasanstalten und der aeronautischen Stationen. Die Aufgabe der einzelnen Mitglieder des internationalen Ausschusses würde nun darin bestehen, die betreffenden Feststellungen mit möglichster Vollständigkeit für ihr Heimatgebiet zu veranlassen. Moedebed hat eine Signaturtafel als wesentlichste Grundlage für solche Landkarten bereits ausgearbeitet. Für die Ausführung der Karte selbst ist als der einfachste Weg in Aussicht genommen, auf bereits vorhandenen Karten die betreffenden Signaturen in auffälliger zinnoberroter Farbe auszudrucken. Als vorläufig unerreichbares Ideal wird der Vorschlag des Grafen Zeppelin bezeichnet, diese Landkarte zu einer Art von „Untiefenkarte“ auszubilden, indem die Höhenschichten von 200—700 Metern in verschiedenen Farbtönen unterschieden werden. So nützlich derartige Karten auch sein würden, so hält Moedebed doch die Ausführung vorläufig wegen der großen Kosten des Mehrfarbendrucks für ausgeschlossen und will zunächst auf die Schaffung der aeronautischen Karten in der gekennzeichneten Art der Ausgestaltung hinarbeiten.